4. Jahrgang. No. 11.

Rheinische Geschichtsblätter.

Zeitschrift für Geschichte, Sprache und Altertümer des Mittel- und Niederrheins.

Motto: „Mein Herz ist am Rhein."

Bonn. Jährlich 12 Nummern 4 Mk. [eine Nummer 50 Pfg.] 1899.

Inhaltsangabe: 1) Heinr. Bynz, Quellengebiete der Stadt Andernach. 2) Dr. L. Armbrust, Hessische Ausdrücke in Hunsrücker Mundart. 3) Dr. Ferd. Schmitz, Volksthümliches vom Siebengebirge. 4) Const. Koenen, Koblenzer Römerstrasse und Meilenstein aus dem ersten Jahrhundert. 5) Bücherschau. 6) Antworten zu den Fragen 9 und 13.

Quellengebiete der Stadt Andernach.

Von Bürgermeister Heinrich Bynz.

Der Wasserbedarf in Andernach ist mit der Zahl der Einwohner und der Vermehrung der Geschäfte und öffentlichen Anstalten, von welchen zumal die Mälzereien, Brauereien und die Eisenbahn ein ansehnliches Wasserquantum verbrauchen, bedeutend gestiegen. Bei regenlosen Jahren wurde der Wassermangel stets fühlbar. Schon 1859 beantragte daher der damalige Bürgermeister *Bynz* bei der Stadtverordneten-Versammlung, die städtische Verwaltung zu beauftragen, etwa vier bestimmte, Quellen enthaltende Grundstücke für die Stadt anzukaufen. Dieser Antrag fand damals keinen genügenden Beifall. Man stützte sich auf die Einrede: ‚kommt Zeit, kommt Rat'.

Immittelst ist das Bedürfnis in dem Grade gestiegen, dass der erhoffte ‚Rat' in das Stadium der 'Ratlosigkeit' getreten zu sein scheint. Dazu kommt noch, dass die Wasserfrage zur Parteifrage geworden. Meine Stellung zu dieser Frage der Wasserbeschaffung ist eine ausgleichende, die Rechte dritter schonende. Aber: ‚Wasser müssen wir haben, unter jeder Bedingung!' Die Kosten der vorzunehmenden hydrographischen Untersuchungen werden bedeutende sein. Es entspricht jedoch dem Rechtsgefühl, dass die bürgerliche Gesamtheit, für die gearbeitet wird, auch die Versuchskosten tragen muss, selbst im Falle des Nichtgelingens. Versuche sind Anfragen an die

verhüllte Natur, die mit einem stummen ‚Nein' oder mit einem glückverheissenden ‚Ja' beantwortet werden. Es kann daher ein Misslingen niemals den ausführenden Personen zur Last gelegt werden.

Wer über die Wasserbeschaffung sprechen will oder muss, begleite uns zu den verschiedenen *Quellgebieten* unseres Stadtgebietes, und zwar zuvörderst *zu den bis jetzt benutzten;* wobei die gemachten Erfahrungen, soweit sie mir bekannt wurden, mitgeteilt werden.

1. Die gegrabenen städischen Brunnen. Mancher wird eingesehen haben, dass die Ausserdienststellung *aller* Brunnen etwas verfrüht war. Einige derselben hatten gutes Wasser, die daher neben der Wasserleitung für Notfälle hätten bestehen bleiben sollen. Um in diesem Falle Wild- und Senkwasser sicher abzuhalten, mussten die unterirdischen Brunnentürme von oben bis unten mit dauerhaftem Zementgemisch ausgefugt, ferner auch der Saugapparat mit einem Messingstiefel versehen werden, um den das Leder verderbenden Eisenrost zu vermeiden: So ist der Brunnen unseres Hauses eingerichtet und bewährt sich seit langen Jahren.

Die meisten Brunnen des südlich und westlich gelegenen Stadtteils haben Rhein- und Quellwasser gemischt. Ist der Rhein ‚klein', so behalten die tiefern alten Brunnen ihr geringeres Quantum Quellwasser unvermischt; ist der Rhein ‚gross', so entsteht Gegendruck in der Wasserschicht und die Brunnen pegeln höher. Beispiele erlebten wir bei den niedrigen Wasserständen der Jahre 1858, 1859, 1862 u. s. w. bis 1893.

Die folgenden Quellen werden durch Wasserleitungen der Stadt und eine der Provinzial-Irrenanstalt zugeführt.

2. *Die Antelquelle* wurde zur städtischen Wasserleitung gezogen. Das Wasser derselben ist bei Gewitterregen nach Aussage der Bewohner der Kirchstrasse und des Steinwegs trübe und lehmicht. Letzteres wird so lange der Fall sein, als die darüber liegenden Grundstücke bis zur Molitors Hecke beackert werden. Wir müssen also die Fehler vergangener Zeiten korrigieren, und Wald und Wiesen in den Quellgebieten nach und nach wieder herstellen. Was versäumt, muss planmässig nachgeholt werden.

3. Die Deubachquelle ist ein für sich abgegrenztes Quellgebiet und wird gebildet durch einen grossen Teil des Stadtwaldes, durch die Eicherlöcher, das Marienstättertal und die Deubach-Klingelswies. An mehreren Stellen der Klingels- und Deubachwiesen traten kleine Pfützen zu Tage, die auf Wasserreichtum schliessen liessen. Diese natürlichen Anzeichen in Verbindung mit dem Anblick auf das muldenförmige, quellenverheissende Wassergebiet veranlassten die Provinzialverwaltung im Jahre 1873 zu Nachgrabungen in dem Distrikt ‚Deubach', deren Erfolg den Erwartungen vollkommen entsprach. Dadurch wurde die Provinzial-Irrenanstalt mittelst einer eigenen Wasserleitung hinreichend mit Quellwasser versorgt.

4. Der Hackeborn bildet die Hauptquelle unserer städtischen Wasserleitung. Dieses ergiebigste Quellgebiet liefert unserer Stadt das perlend reine Wasser, leider nicht mehr genügend, um den entstandenen und noch wachsenden Bedarf zu decken, wie schon lange vorhergesehen wurde. Der Hackeborn gehört zu dem Wassergebiet: Hartenthal, Wenk und bis zu den Sattelköpfen, wie ein Ueberblick über dieses Terrain lehrt. Die Längenachse des Quellgebietes vom ‚Hackeborn' bis über die Sattelköpfe hinaus beträgt annähernd eine und eine halbe Stunde, die Breite der Mulde bis zu einer halben Wegestunde. In diesem Gebiet tritt eine Reihe von vulkanischen Erscheinungen zu Tage, die weiter unten ausführlich besprochen werden.

Betrachten wir nunmehr zunächst die historischen und rechtlichen Verhältnisse, indem wir die urkundlichen Nachrichten, zumal über den vielumstrittenenen Hackeborn, verfolgen, um sodann auch das bestimmt begrenzte Quellgebiet geologisch und hydrographisch zu durchforschen. Das Ergebnis unserer Untersuchung wird abgesehen von dem historischen Interesse zugleich auch von praktischer Bedeutung sein.

I. Geschichte und Rechtsverhältnisse.

Geschichte und Rechtsverhältnisse sind beide so innig verquickt, dass sie in der Folge nur vereint vorgetragen werden. — Um Lücken zu überbrücken, Schwierigkeiten zu lösen, dürfen wir wohl Vermutungen auf bekannte historische Verhältnisse stützen und zurückführen. Dabei geben wir zu, dass es nicht in der Macht des einzelnen Forschers steht, den

Schleier eines Zeitraumes von fast zwei Jahrtausenden bei einem so schwierigen Thema ganz zu lüften. Es muss die stete Beobachtung Lücken füllen und bessere Beweise bringen.

Die Benutzung unserer Hackebornquelle reicht gewiss bis zu der ersten Zeit der Besiedelung des Tales von Andernach durch die Römer zurück. Obgleich wir keine Nachricht darüber besitzen, lässt sich die Vermutung nicht abweisen, dass diese Quelle die Besatzung des ‚oppidum Antenacense' mit Quellwasser versorgte. Antenacum wird zuerst bei Ammianus Marcellinus in seiner Geschichte (18.2) zu dem Jahre 356 n. Chr. als Stadt erwähnt. Er war Begleiter des römischen Kaisers Julianus Apostata, welcher die strategische Bedeutung dieses Platzes erkannte und den Wiederaufbau auch dieses durch die Germanen zerstörten Kastells veranlasste. Der Fund von augenscheinlich sehr alten Thonröhren, ähnlich andern kleinen römischen Wasserleitungen, scheint die Existenz einer uralten Leitung zu erweisen. Diese Röhren werden im Rathause aufbewahrt.

Es verrinnen fast 700 Jahre nach dem Ende der Römerzeit, bis die Hackebornquelle zuerst dem Namen nach erwähnt wird, und zwar geschieht dies in einer Urkunde von 1225 (Rotulus 119), wo sie als Flurname, unter der noch heute bestehenden Bezeichnung ‚Hackeburne' aufgeführt wird.

Ein Jahrhundert später entbrennt ein Streit zwischen dem Kloster St. Thomas und dem Rate der Stadt um den Besitz des ‚Hackeborn', welcher durch landesherrlichen ‚Entscheid vom Jahre 1347 geschlichtet wird. Ein Naturereignis, nämlich die grosse Dürre des Jahres 1346 hatte diesen Zwiespalt in Fluss gebracht. Dass die städtischen Brunnen, die fast alle mit dem Wasserstande des Rheines pegeln, trocken lagen, ist nach den obigen Ausführungen verständlich. Um diesen Wassermangel zu beseitigen, legte der Rat der Stadt eigenmächtig im Jahre 1346 von dem Hackeborn aus eine Wasserleitung in die Stadt an, ungeachtet des Widerspruchs des Klosters. Die Regierung des Kurfürsten von Köln liess, trotz aller Beschwerden des Klosters den Rat der Stadt einstweilen schalten und walten. Der Rechtsstreit wurde durch ‚Entscheid' der Hofrichter und Räte des Kurfürsten Walram v. Jülich entschieden. Wir geben die Urkunde im Folgenden nach einer notariell beglaubigten Abschrift im Wortlaute wieder.

Urkunde von 1347.

Wir Walram v. G. G. Ertzbischoff zu Colln, dess heiligen Romschen Rychs Ertzcanceller, tun kunde und bekennen uffentlich an desen breue, so als missele (Zwiespalt) und gebreche gewest sinde tuischen de scholtes, scheffene und raide Unser stede Andernach an een kandt, die ersame geestliche unse lieue andechtige meesters und convent unser lieuen Frawen cloisters, dabuissen (draussen) gelegen de andern deelss van wegen dess *Hackeborns*, welche de raide mede gewalt úffgebrochen únd da uiss wasser in de stade mede roeren leden wullten, welches meesters und conuent zu zulaissen nit gemeent wairen, als wan solche aifleedung van wegen minnerong des wassers ain ir muilen gerechtigkeit schade doen sulte. Da haint Wir uff hude gestalt, sulche gebreche durch unse hoiffrichtere und rete verhoiren laissen. Deselven sy dan als darum in de gütlichkeit mede ir beedersyds willen entscheden undt verdrain haint naer lüde als nae geschreuen steet. Nemlichen sail meesters únd conuent ain de raide der stede so veel wasser bewilligen aiffleeden zu laissen, dat es ain de mulen zu dryuen nit en hinnere. De meesters undt conuent sail auch, we van alters de schlüsselen van den bronnen in verwair behalden und wan minnerung dess wassers kummen sullte, dat de mulere sye darom beklagten, sullen sy macht hein, in de meeden dess brunnens de rooren ze stoppen, so lang bis dat wasser syn weerden vermeerende. Sulte aber saich syn, da gott vur syn welle, dat dat wasser syn weerden allen zyden verloren bleue, so sullen de roeren in de stede und dat cloister gainde ganz aiffgestalt werden. De meesters und conuent sail auch den weyer under dem plentzer aiff doen und nu vortain geenen meer da hain, um willen dat geen wasser da verschlinge und de mulerer an de stede sye deswegen beklage. De meesters und conuent, dat sy dat waisser zu nutz und zyrade der stede gegünstiget haint, sallen nu und zu den ewigen tagen van uns und unsen naekommenden befriyende syn van den zwoe maldere korn, so sy uns jairs zu handeyrhen schuldig gewest. Sy sullen auch han und genyssen völlig mülerer recht und bedryff, glychwe Wir dat haint, muist dauon uissgescheyden, als alleenig de luide und undersaissen, welche uf unse mulne zu mailen gezwongen synt. Uf dat alles we vurgeschreuen steet,

zu ewigen tagen blyuen maig, haint meesters und conuent Uns gebeden, unser sygel neuen unser hoiffrychter und rete sygel, so deesen entscheid gemacht, zu hangen: dat Wir auch gern gedain haint. Datum anno Dni MCCC quadragesimo septimmo in octavis btorum Petri et Pauli apostolorum (L. S.) (L. S.) (L. S.)

Quod preesens copia originali suo pergameno inscripto cum tribus appensis Sigillis verbotenus concordet.

Ferdinandus Adolphus Stam auctoritate caesarea creatus publicus Notarius testatur m. p.

Aus dieser wichtigen Urkunde heben wir folgende Momente hervor.

1. Zur Zeit der Abfassung der Urkunde stand das Eigentum an der Hackebornquelle als Regal dem Kurfürsten von Köln, bezüglich dem Fiskus des Kurstaates, zu, wie aus den Verhandlungen der Urkunde unzweifelhaft hervorgeht.

Friedrich I., welcher urkundlich sein Hoflager etwa fünfmal nach Andernach verlegte, schenkte bekanntlich den Königshof, Festung und Stadt Andernach (d. d. Rom 30. Juli 1167,) mit allen Gerechtsamen an Reinhold v. Dassel, Erzbischof von Köln, als eine Entschädigung für seine kostspieligen Römerzüge. Hierdurch ging das Gebiet von Andernach, mit allen Gerechtsamen an den Kurstaat Köln über. Die Urkunde von 1347 begründet durch den jährlich zwei Malter Korn betragenden Rekognitionszins das Eigentum des Kurfürsten an dem Hackeborn. Der Rekognitionszins ist eine vom Darlehen abgeleitete Rechtsform, sie setzt ersterseits Eigentum voraus, und beweist anderseits den Empfang eines wiederruflichen Besitzes (precarium).

2. Aus der Urkunde 1347 leitet sich der schrittweise erfolgte Uebergang des Hackeborns in das Eigentum der Stadt ab. Es wird namentlich der Stadt das Recht erteilt, die Röhrenleitung anzulegen, bezw. die im Jahre vor Abfassung der Urkunde angelegte rechtlich anerkannt. Das Recht der Stadt wurde von dem Konvent des Klosters anerkannt.

3. Aus der Urkunde erhellet weiter, dass der Konvent dem Rat der Stadt soviel Wasser abzuleiten „bewilligen soll,

dass es die Mühlen[1]) zu betreiben nicht hindert." Mit dieser Anordnung im Zusammenhang wurde auch festgestellt, „dass bei Minderung des Wassers, wenn die Müller sich deswegen beklagten, das die Schlüssel zur Brunnenstube bewahrende Kloster das Recht haben solle, die in der Mitte des Brunnens mündenden Rohre zu stoppen." Inzwischen sind die Mühlen, ohne die alte Verbindlichkeit gegen Kloster und Stadt, in andere Hände übergegangen und dienen industriellen Zwecken. Zudem sind allerwärts das Wasser ersetzende Maschinen entstanden und vorhanden, das Brodkorn zu vermahlen. Endlich existirt der berechtigte Konvent von St. Thomas nicht mehr. Ueberdies hatten, nach dem Wortlaut der Urkunde, die Müller ja *nur die Befugnis,* sich über den Wassermangel zu beklagen. Die Rohre stoppen konnte nur allein der Konvent, der über die Schlüssel allein verfügte. Das urkundliche Notrecht hat daher heute Bedeutung und Macht total verloren. Der Merkwürdigkeit halber sei erwähnt, dass noch im Jahre 1859 die vereinigten Müller bei dem damaligen Bürgermeister Bynz das von ihnen missverstandene Notrecht versuchsweise geltend zu machen versuchten. Sie wurden natürlich abgewiesen, drohten aber mit einem Prozess — dabei blieb's.

4. Die Urkunde beleuchtet schliesslich die Rechtsverhältnisse des Klosters St. Thomas rücksichtlich des Hackeborn. Durch Zahlung des jährlichen Kornzinses ist unbestreitbar der Wasserlauf als wiederrufliches Recht (precarium) erwiesen. „Die Meisters und Konvent," so wurde bestimmt, „sollen auch, wie vor Alters, die Schlüssel vom Brunnen in Verwahr behalten, und bei Minderung des Wassers die Macht haben, in der Mitte des Brunnens die Rohre zu stoppen." Später bildeten die Schlüssel zuweilen ein Zwangmittel gegen den Rat der Stadt, bis endlich nach Vergleich von 1706 der Rat ebenfalls auch zwei Brunnenschlüssel erhielt. Es ist mir indes kein Fall bekannt geworden, dass der Konvent die Rohre verstopft hätte.

---

[1]) Ausser der Mühle von St. Thomas (Sieberg-Mohr) gab es noch 2 städtische Mühlen.

Hessische Ausdrücke in der Hunsrücker Mundart.

Von Dr. L. Armbrust.

Dass die alten Chatten von ihrem Stammlande, dem heutigen Niederhessen, aus weit vordrangen und sogar den Rhein überschritten, dafür gibt es viele geschichtliche Beweise.[1]) Es ist anzunehmen, dass sie auf dem linken Rheinufer auch Niederlassungen gründeten. In der That finden sich hier zahlreiche Ortsnamen, die auf hessischem Boden ebenfalls vorkommen. Man vergleiche nur das rheinische Gensingen mit dem hessischen Gensungen, Gondershausen mit Guntershausen, Godesberg mit Gudenberg, wobei die mittelalterlichen Schreibweisen meist nicht den geringsten Unterschied zeigen. Im Kreise Saarburg heisst eine Ortschaft *Hessen*. An den Römerstrassen, die über den Hunsrück führten, finden sich in grosser Zahl Ortsnamen auf -bach, die teilweise in derselben Zusammensetzung im Hessischen nachzuweisen sind. Als Beispiele mögen Erbach, Wahlbach, Schnellbach, Weidelbach und Laubach dienen.

In der Hunsrücker Aussprache gleicht, trotz alemannischer, keltischer und französischer Beimischungen, noch mancherlei der hessischen Mundart. Der Laut *ei* klingt häufig wie *ä, ein* wie *eng;* besonders merkwürdig ist aber die Verwandlung der *T*-Laute zwischen zwei Vokalen zu *r*, so dass laurer für lauter, Furer statt Futter, lierig für ledig im Hunsrück wie in manchen Teilen Hessens gesagt wird.

Nicht wenige Ausdrücke erinnern in denjenigen Gegenden des Rheinlandes, wohin Chatten kamen, an die Sprache der hessischen Heimat. Aus *Rottmanns* Gedichten in Hunsrücker Mundart und aus dem Volksmunde habe ich die folgenden Eigentümlichkeiten gesammelt.[2])

alleritt (Hunsr.) jeden Augenblick; alereite (Hessen) bereits, schon; gereite (Schwaben und untern Eder) geschwind.

alleweile (Hunsr.) jetzt, alle Zeit; (Hss.) jetzt, im Augenblick.

---

[1]) Vgl. meinen Aufsatz ‚Auf chattischen Spuren links vom Rheine' in der Kasseler Zeitschrift ‚Hessenland' 1898 Nr. 6 u. 7.

[2]) Die entsprechenden Ausdrücke sind Vilmars hessischem Idiotikon entnommen; einige kommen auch in anderen deutschen Landschaften vor, meist aber in veränderter Gestalt der Bedeutung

alt (Hunsr. und Teile Hessens) als, immer.

aemschele (Hunsr.), êmen (Fulda) füttern.

ank (Hunsr.), anke fem. (Hessen) Hinterkopf, Nacken.

ardelich (Hunsr.), artlich (Hss.) sonderbar.

euler m. (früher Hunsr. und später Ober- u. Niederhss. euler) Töpfer; aule f. Topf (Aulengasse in Simmern und Marburg).

uff dem band (Hunsr.) in der Gemarkung; bann hatte früher in Hss. dieselbe Bedeutung.

gebatschel n. (Hunsr.) Geschwätz; batzeln (Althessen) zanken.

batten (Hunsr.), batten und bâden (Hss.) helfen, nützen.

bêdscheff masc. (Hunsr.) Steuerverteiler, eig.: der die Bede schafft; bede fem. (Hss.) Steuer.

bere f. (Hunsr.) Birne; bîre, bêre (Hess.) Im Niederdeutschen sagt man übrigens auch bêre.

bêrd (Hunsr.) Bund (Stroh); Schmalkalden: bürde. Vgl. blaurerbêrd.

besaweln (Hunsr.) betrinken; besabbeln (Hss.) durch Geifer verunreinigen. Das Wort findet sich in der letzteren Bedeutung auch in anderen Landschaften Deutschlands.

betzel fem. (Hunsr- u. Althss.) Haube, Mütze.

bitz f. (Hunsr.) [eingefriedigter] Bleicheplatz; bitze f., zuweilen auch bitzen masc. [eingefriedigter] Baumgarten, jetzt nur noch Flurname im Hessischen.

blauel masc. (Hunsr.) Schlägel beim Walken des Zeuges, im Hess.: schleifen blauel.

blaurer (z. B. blaurerbêrd) nicht ganz ausgedroschenes Haferstros; oberhessisch: blitter neben dem Zeitwort bludern.

blattkopf m. (Hunsr.) Kahlkopf; blutt, blott (Hss.) federlos, haarlos.

boll m. (Hunsr.) kupferner Löffel zum Wasserschöpfen. Gehört dazu etwa bolle fem. (Schwarzenfels) Mulde, niederdeutsch molle fem.?

brast m. (Hunsr. u. Hss.) Verlegenheit, Kummer.

brühl m. (Hunsr. u. Hss.) sumpfige, mit Buschwerk bewachsene Wiese.

brustlappe m. (Hunsr.) buselapp (Schmalkalden) Weste.

dachdel fem. (Hunsr.) Maulschelle; kann mit dachen (Schmalk) ‚beschwichtigt werden', vielleicht auch mit dalgen (Hss.) ‚anfassen' zusammenhängen. Im Oberharze hat tachtel den-

selben Sinn. Eine Anlehnung an ‚Dach' und ‚Teil' ist denkbar; vgl. den Ausdruck ‚aufs Dach steigen'.

dêr (Hunsr.), dê (Niederhss.) ihr (ther altnordischer Plural von thu). Vgl. mer.

dell (Hunsr.), delle (Hss.) fem. Vertiefung. Auch in anderen Gegenden gebräuchlich.

demmere (Hunsr.), demmeln (Hss.) hart und oft mit den Füssen aufstampfen, stampfend tanzen.

dengelstock (Hunsr.), dengelklotz (östl. Hss.) masc. Stock zum Auflegen der Sense beim Sensenschleifen.

gedêt (Hunsr.) abgezahlt; gedê (Schmalkald.) gedemütigt.

deck, deckmols (Hunsr.), dick (Oberhss.) oft, vielmals.

dippen n. (Hunsr. und Althss.) Topf.

dopp m. (Hunsr.), dilldopp m. (Hss.) Kreisel, niederdeutsch: klappküsel.

dricksersch fem. (Hunsr.) unentschlossene Frau; druckser m. (Hss.) Zauderer; auch in anderen Gegenden.

gedutschel n. (Hunsr.) heimlicher Verkehr; dutscheln (Hss.) etwas heimlich thun. Im übrigen Deutschland bedeutet tuscheln flüstern.

dutz m. (Hunsr.) kleiner Junge; Nestküchlein; dütz f. (Hss.) Euter; dutzen (Haungrund) saugen.

êbsch (Hunsr.) verkehrt, verschroben; eppsch (Hss.) reizbar; abig (Oestreich) verkehrt.

fahren[1]) (Hunsr. u. Hss.) ackern.

finzel n. (Hunsr.) Füllsel, z. B. gehacktes Fleisch; finzel m. (Schmalk.) ganz kleines Stückchen.

flabb f. (Hunsr.) Schmarre, Ohrfeige, en flabb stecke eine Ohrfeige geben; flarre fem. (Hss.) Hieb.

flêm f. (Hunsr.) Tasche; flaeme f. (Hss.) Weiche, Seite.

flensch f. (Hunsr.) Unterlippe, Mund; flanz m. (Hss.) Mund; fletsche f. (Schwaben) Maul.

gauze (Hunsr.) sckreien; gauzen (Hss.) bellen.

gêl (Hunsr. und Hss.) gelb; gael in Niedersachsen.

gerrickse (Hunsr.) knarren; gerren (Hss.) weinen.

gôre (Hunsr.), gôdel f. (Niederhss.) Tante.

gôt (Hunsr.), gôte f. (Hss.) Taufpatin.

[1]) Im Hunsrück wird bei allen Zeitwörtern von der Endung en des Infinitivs nur e gesprochen, also fahre.

grelle, auch krelle (Hunsr.), krelle f. (Hss.) Koralle, Perle.

haefelhimd n. (Hunsr.) Hemd aus ungehecheltem Flachs; härfel n. (Hersfeld) dünnes Seil.

halgans f. (Hunsr.) wilde Gans, (Schmalk.) dürre, ungemästete Gans.

hardmond m. (Hunsr. und Oberhss.) Januar.

heiwele (Hunsr.), aushiepen (Hss.) verspotten, verhöhnen; heien (Oberhss.) plagen, ärgern. Hippenbube hessisches Scheltwort.

heppecher breche (Hunsr.). Heuhaufen auseinander werfen; hibbe, hebbe, habe (Hss.) Granne der Getreideähren.

hillich (Hunsr.), hîlich m. (Hss.) Eheversprechen.

hinkel n. (Hunsr. und West- und Südhss.) Huhn.

hîwel (Hunsr.), hüppel m. (Hss.) Hügel,

hôdge (Hunsr.) Sackleinwand; auch das zugehörige Eigenschaftswort heisst hôdge; hotten (Niederhss.), hodch (Westerwald und Nassau) wollige Flachsabfälle.

hormel m. (Hunsr. und Hss.) Rausch, Koller.

hurel (Hunsr.), hudel m. (Oberhss.) Lappen, Lumpen.

ilennere n. (Hunsr.) Schwindsucht; hellendig (Schmalk) welk, dürr. elend.

ims (Hunsr.), immes m. (Oberhss.) Leichenschmaus, Imbiss.

kaeb (Hunsr.), kabe f. (Niederhss.) Spreu.

de kêz flicke (Hunsr.) den Magen füllen; koeze f. (Niederhss.) Rückenkorb mit Tragbändern.

kief (Hunsr. und Hss.) kaufte; praeterit. von kaufen.

klicker m. (Hunsr. und zuweilen Hss.) Spielkugel, Marmel, Knicker.

kotz kränk! (Hunsr.), was die kränk (Hss.) Fluch.

krebbe (Hunsr.) kroepfen (Schmalk.) ärgern.

krische (Hunsr.), kreischen, praeterit: krisch (Niederhss.) weinen.

verkutzele (Hunsr.) verthun, verschachern; verkutzeln (Hss.) Fäden verwirren.

lâd f. (Hunsr.), totenlade (Hss.) Sarg.

laed (Hunsr.), led m. (Diemel) Fallsucht.

lîrig (Hunsr.), lîdig (Fulda) ganz, völlig.

lummerig (Hunsr. u. Oberhss.) schlaff, abgemagert.

manne (Hunsr.), mâne f. (Hanau) Tragkorb.

mäster (Hunsr.) Abdecker; mester m. (Niederhss.) Henker.

mein! (Hunsr. und Hss.) fürwahr, wahrlich!

memmefiehle n. (Hunsr.) saugendes Füllen; memm m. (Oberhss.) Euter; mamm f. (Schwaben) Brust.
mer (Hunsr.), mê (Niederhss. wir.
mûfel (Hunsr.), muffel n. (Hanau) Mundvoll.
naclich (Gunsr.), entkräftet, nichtswürdig; nellich (Amt Grossenlüder), nuerlich (im übrigen Hss.) dürftig, sparsam.
norst (Hunsr.), nurst (Hss.) nur.
owenzel f. (Hunsr.), omitze f. (Niederhss.) Ameise.
pischpere (Hunsr.), pischpeln (Hss.) flüstern.
raed (Hunsr.) rauh, roh, ungestüm (z. B. vom Wetter); (Oberhss.) mager, kränklich, kläglich.
rêre (Hunsr.), rûren (Hss.) den Acker zum zweiten Male pflügen.
schael (Hunsr.) und Hss.) schal, schielend, wässerig.
schenne (Hunsr.), schänden (Hss.) beschimpfen, schelten.
schlaurer m. (Hunsr,) Schlendrian; schlaudern (Hss.) bummeln, müssig gehen.
schlopp (Hunsr.), schluppe f. (Hss.) Bandschleife.
schnegel, schnêl m. (Hunsr. und Hss.) Schnecke. Das Dorf Schnellbach im Hunsrück hiess früher Snegelbach.
schôre (Hunsr.), schorn m. (Oberhss.) Erdscholle.
schrô (Hunsr. und Hss.) rauh, dürftig, armselig. Im Hunsrück auch schrôkelich.
schwîher (Hunsr.), schweher m. (Hss.) Schwiegervater.
seckel (Hunsr.) sêkel m (Schmalk.) Tasche. Hunsrück: sekelmesser n. Taschenmesser, sekelauer f. Taschenuhr.
selde (Hunsr.) seld (Schwalm, Fulda) dort.
sinder (Hunsr.), sîder (Oberhss.) seit.
sôrel n. (Hunsr.), sattel f. (Hss. und Thüringen) längliches Ackerbeet.
spauze (Hunsr.), spützen, spitzen (Althss.) speien.
spengel (Hunsr.) spennel f. (Hss.) Stecknadel. Niedersächsisch spendel.
stann (Hunsr.), stann f. (Hss.) Fass.
stumbe, stumbêre (Hunsr.), stumpieren Oberhss.) verschmähen.
stutzen (Hunsr.) und Hessen) anstossen.
sultern (Hunsr. und Hss.) sickern.
tobig (Hunsr.) dumm; tapch m. (Hss.) plumper Mensch.
unnig (Hunsr.) unterhalb; althessisch: undig, Gegensatz dazu: obig.
unverkôren (Hunsr. und Hess.) kränkend, beleidigend.

wamschen (Hunsr. und Hss.) prügeln; niedersächsisch wamsen.
wasem, waesem (Hunsr.), wasen m. (Mittel- und Oberhss.) Rasen.
watsch m. Hunsr.), watsche f. (Hss.) Ohrfeige.
weck m. (Hunsr. und Hss.) keilförmiges Gepäck.
wêrk (Hunsr.), wirken (Hss.) aus Werch verfertigt, grob Leinwand.
wusslich (Hunsr.), wusselich (Hss.) lebhaft, beweglich.
wutz f. (Hunsr. ung Oberhss.) Schwein.

In der Hunsrücker Sprache findet man aber, wie oben erwähnt ist, nicht nur Uebeseinstimmungen mit der hessischen, sondern auch mit der schwäbischen Mundart, ferner Entlehnungen aus dem Französischen und eigentümliche Ausdrücke, die in anderen Gegenden Deutschlands unbekannt sind. Gelegentlich werden wir darauf zurückkommen.

Zu Frage 14 in Nr. 9.

Im Hunsrück findet sich nicht nur das Wörtchen *lô* für ‚da' oder ‚hier', sondern auch folgende Zusammensetzungen und Weiterbildungen:
lôdôrig dadurch;
lôhie dahier;
lôhine dahin;
lôvunn davon;
lôzu dazu;
lôdanne entfernt, eigentlich: von da her;
kumm dannen elô lass uns weiter gehn, eigentlich: komm von da her;
elôrde, lôrde, lôrd dort.

Das letzte Wort erinnert in deutlicher Weise an das altsächsische *ellior*, angelsächsisch *ellor* ‚anderswohin', womit ich das gotische *aljar* ‚anderswo' vergleichen möchte. Schade erklärt in seinem altdeutschen Wörterbuche *ellior* und *ellor* für komparativisch; dann wäre *elô, lô* der zugehörige Positiv. Das angeschleifte *d* steht in *elôrde, lôrd* nicht vereinzelt, der Hunsrücker sagt auch *naund* statt nun, *band* für Bam, *môrd* statt Möhre. Die Verbreitung des Wortes lô kann ich nicht weiter nachweisen, nur anführen, dass es im Hessischen und Hannoverschen mir nicht begegnet ist.

Dr. Armbrust.

Volkstümliches vom Siebengebirge.

Von Dr. Ferdinand Schmitz.

(Fortsetzung.)

Der Trinker:

701. *Dä süff — ät wä schäed, wann-e net angebunge wä wüëde.* Das Bild ist dem bäuerlichen Wirtschaftsleben entlehnt. Ein junges Zicklein wird nur dann ‚angebunden', d. h. grossgezogen, wenn sein Appetit eine Garantie für sein Aufkommen bietet.

Wer zu spät zum Essen kommt:

702. *Dä krett de Wösch en et Döppe* — d. h. er bekommt den Wisch in den Topf zum Auswischen.

703. *Dô wid Häckels fü Käef*[1]) *börg* — sagt man, wenn ein unvermögender Käufer einen Bürgen stellt von gleicher Eigenschaft.

704. *Mi han nauch on mi kreiė nauch on et äß och noch ene fôtt, dä hölt nauch* — so verspottet man den Prahlhans.

Vom Convertiten sagt man:

705. *En ömgewandte Rock äß nöx wéat.*

Wenn jemand etwas gebunden hat und fürchtet, dass es sich von selbst wieder löst, sagt man scherzweise:

706. *Dat hält wie de Kavinsche Glaube.*

Wer gewandt und schlagfertig redet:

707. *Dä kann enem Stauf*[2]) *sätze.*

Wer stark und kräftig ist:

708. *Dä kann ene ze Pott röste*[3])

Wo zu stark geheizt ist:

709. *Dô kam-me sech de Plack*[4]) *drüë.*

710. *Gangk fôtt odde ech nämm dech mät* — ist das Sprichwort der Diebe.

Das gestohlene Gut:

711. *Dat kôß fönef Fängere on en Greff.*

[1]) Käef heissen die Abfälle, welche mit der Wanne aus der gedroschenen Frucht ausgeschieden werden.

[2]) Stoff. [3]) zum Topfe rüsten, d. h. zurechtstezen. [4]) Hautausschlag.

Zur Wachsamkeit gegen Diebe mahnt das Wort:

712. *Bei däm moß me de Oge de Koß gän.*

Der Launige:

713. *Dä äß mäm junge Leech geplôech.*[1])

Der Nachtwandler:

714. *Dä fiët mät den Holde.*

715. *Dô moß me jedes Wôet op de Goldwôeg läge.*

Der Säufer:

716. *Dä jag alles de Drankgaaß eraf.*

717. *Jede weeß et singk*, d. h. jeder weiss sein eigen Leid.

718. *Dä weeß wô en de Schóen dröck.*

719. *Een Hand wescht*[2]) *de ande.*

Macht jemand ein saures Gesicht, so heisst es:

720. *Dä maach e Geseech wie en Katz, wann-et wädde-löög.*[3])

721. *E bländ Hohn*[4]) *fingk och ad-ets e Köenche.*[5])

722. *Wäm de Kôll*[6]) *om Fóeß lig!* — das will sagen: Wer kann sich der Not widersetzen!

Nimmt sich jemand für die ferne Zukunft etwas vor, so hört er stets sagen:

723. *En dä Zitt trief*[7]) *noch mansch Wasse langs Kölle*, oder

724. *En dä Zitt drieß noch mansch Vüelche, wat jetz noch kenen Aasch en*[8]) *hät.*

725. *Wä jät wellt vekoofe,*
Dä daasch[9]) *net loofe.* — Sprichwort der Hausierer.

726. *En de Lompe*
Treck[10]) *me de Stompe*[11]) — d. h. zieht man die kleinen Kinder gross.

727. *Vell Köpp, vell Senn,*
Vell Wüësch,[12]) *vell Penn.*[13])

[1]) vom jungen Licht (erstes Viertel des Mondes) geplagt.
[2]) wäscht. [3]) wetterleuchtet. [4]) ein blindes Huhn.
[5]) Körnchen. [6]) Kohle. [7]) treibt = fliesst.
[8]) ‚en' gehört zur Negation. [9]) darf. [10]) treck = zieht erzieht.
[11]) Stümpfe = kleine Kinder. [12]) Wurst.
[13]) Dornen, zum Zustecken der Wurst.

728. *Poßpéad*[1]) *senn uusgerannt,*
Schmettskléede[2]) *senn uusgebrannt.*

729. *Wéa wesch Hase on Kning*[3])
De blieven imme gliche fing — sagt der Wasserscheue.

730. *Bäste Fleege gefange*
Äs möeßig gegange.

731. *E winnig*[4]) *ze spät*
Äß vell ze spät.

732. *Klappere gehüët zom Handwerk.*

733. *En Búë*[5]) *äß en Búë,*
En Schällem[6]) *van Natúë*
Pack mer-en an de Múl, da biiß-e[7])
Pack mer-en am Aesch da driiß-e.

734. *Wä sech wéat*[8])
Dä hält si Péad.

735. *Wä lüg, dä stelt.*

736. *Äng*[9]) *góed,*
Alles góed.

737. *Morges Uëze*[10]) *äß Mettaags góed Kôß.* — Es gibt Kinder, welche die Gewohnheit haben, mehr Butterbrote zu erbitten, als sie essen können und dann jedesmal den Rest des Butterbrodes aus der Hand legen und verderben lassen. Energische Mütter heben diese Reste auf, indem sie das obige Sprichwort sagen, und das betreffende Kind erhält Mittags sein Essen nicht eher, als bis es jene Reste aufgezehrt hat.

738. *Et äß net alles Geld, wat blänk.*

739. *En Butz*[11]) *ohne Baat*
Schmack wie en Zôpp ôhne Salz.

Wenn eine im März verheiratete junge Frau nach Ablauf des Mai niederkommt, to zählen die Nachbarinnen ihr spottend die Monate also vor:

740. *Méaz, Déaz, Dúdéaz,*
Prell, Dell, Dúdell,
Mai, Dai, Dudai,

---

[1]) Postpferde.
[2]) des Schmieds Kleider. [3]) Kaninchen. [4]) Ein wenig.
[5]) Bauer. [6]) Schelm. [7]) beisst er. [8]) wehrt. [9]) Ende.
[10]) Speisereste. [11]) Kuss.

741. *Vell Häng*[1])
Gett flöck en Äng.[2])

742. *Et äß ke Vüëlche esu vegääße,*
Et räß sech jät op si Ääße. — Damit rechtfertigt man das Mittagsschläfchen.

743. *Wie nöhte bei Rúem*[3])

Wie kôdde[4]) *de Chreß* = Je näher bei Rom, desto lauer der Crist.

744. *Sebbe Jäge on ene Fesche*[5]) *kunne noch kene Möeßeggänge enéare*[6])

745. *Wô de Düvel net hinkann, dô schek-er en alt Wiev.*[7])

IX. Bauern- oder Wetterregeln.

1. *Könnekdaag*[8]) *han de Dáeg ene Hahneschrëi geläng k.*
2. *Wann de Dáeg anfange ze länge,*
Da fängk de de Kält aan, ze stränge.[9])
3. *Angenies*[10]) *debei*
Hondert Dáeg bis Mai.
4. *Wann de Béa*[11]) *Leechmäße singe Schatte sitt, geet-e noch sechs Wauche en de Höll.*
5. *Wann de Matteies*[12]) *ken Iis fingk, da maach-er-es.*
6. *Wä Éaze*[13]) *wellt ääße,*
Daasch de Méaz net vegääße.
7. *Háleve Méaz,*
Spaat dem Kauch[14]) *de Kéaz.*[15])
8. *En de Méazebieste*[16]) *moßen jeden Daag dreihondert Schúere*[17]) *langs de Petteschberg*[18]) *träcke.*

---

[1]) Hände. [2]) Ende. [3]) Rom. [4]) böser. [5]) Fischer. [6]) ernähren. [7]) Weib. [8]) Dreikönigen. [9]) zu strengen = strenger zu werden. [10]) Agnes = 21. Januar. [11]) Bär. [12]) Matthias = 24. Febr. [13]) Erbsen. [14]) Koch. [15]) Kerze. [16]) Märzenunwetter. [17]) Regenschauern. [18]) Petersberg.

9. *De Gïëdrök*[1]) *mät de Muus,*
De holt de káele Steen eruus.
De zente Vring[2])
Dä schmieß-en en de Ring[3])
10. *Et äß kene Prell*[4]) *esu góed,*
Ä sätz noch jedem Zungstäcke[5]) *singen Hóet.*
11. *Ostere fröh, Ostere spät, Ostere em Aprell.*
12. *Räent-et Ostere enen Trûen,*[6])
Sem-me alle Maifrôß ôhn.
13. *De Prell*
Dä deet noch wat-e well.
14. *Pankraties, Servaties, Bonefaties senn de Knôppefräeße.*[7])
15. *Baatelmieß*[8])
Spaat Botter on Kieß,
Vebéet linge Hôse on Strühhöet.
16. *Wann et vüë Méatesdaag*[9]) *früeß, hat de Wänte den Hals zebrauche.*
17. *Ihe Röepe*[10]) *gôet heem,*
Söß vekáelen öch de Been.
18. *Die Aa de laach,*[11])
Môen räent-et dadd-et kraach.
19. *De Sonn, de sätz Stippe,*[12])
Môën räent-et Trippe.
20. *Friidaagswädde,*
Äß Sonndaagswädde.
21. *Friidaags ändet zich et Wädde on och de Kôß.*
22. *Môendagswädde*
Äß ke Wauchewädde.

---

[1]) Gertrud = 17. März. [2]) St. Severin = 23. Okt. [3]) Rhein.
[4]) April. [5]) Zaunstecken.
[6]) Tropfen. [7]) St. Pankratius (= 12. Mai), St. Servatius (= 13. Mai) u. St. Bonifatius (= 14. Mai) nennt der Winzer die Knospenfresser, weil an diesen Tagen am häufigsten die jungen Loden der Weinstöcke durch Maifröste vernichtet werden.
[8]) St. Bartholomaeus = 24. Aug. [9]) St. Martinstag = 11. Nov.
[10]) Rüben. [11]) Die Ahr lacht, d. h. über der Ahr zeigt der Himmel eine rötliche Färbung.
[12]) setzt Stützen, d. h. berührt mit den am Himmel sichtbaren Strahlen die Erde.

23. *Wann-et Sonndags räent en et Mäßenbóech*[1])
Da hann-mer-es fü de ganze Wauch genóg.

24. *Wann-et Gewigde schleet en en dülënen Aß,*[2])
Da gitt-et de Gewiddere en ganze Laß.

25. *Wann de Schnie fällt en den Dräck,*
Da hält-e wie e Gäck.

26. *Et schneit kléen,*
Et äß noch vell dehéem.

27. *Wann de Hahn krähnt om Mäß*
Da bliev et Wädde wie et äß,

28. *Mai köhl on naaß,*
Föllt Schüër[3]) *on Faaß.*

29. *Op Vinzenz*[4]) *Sonnesching,*
Gitt-et vell on góede Winy.

X. Sagen.

Als in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts der Münsterländer *Bernard Moller* seinen *Rhenus*'[5]) dichtete und mit vielem Aufwande an klassischer Gelehrsamkeit des Rheinthales Fluren, Städte und Burgen besang, hat ihm das Siebengebirge augenscheinlich einige Verlegenheit bereitet. Er hatte dasselbe weder je gesehen noch viel davon gehört; — wie hätte er sonst als die vier burggekrönten Gipfel Dattenberg(!) Drachenfels, Wolkenburg und Blankenburg(!) nennen können, — und so schrieb er in das vierte Buch seines Gedichtes,

---

[1]) Ins Messbuch d. h. Sonntagsmorgens.

[2]) In einen dürren Ast.

[3]) Scheune. [4]) St. Vincenz = 19. Juli.

[5]) Der Titel des Buches ist: Rhenus et eius descriptio elegans, a primis fontibus usque ad Oceanum Germanicum: ubi urbes, castra et pagi adiacentes, item flumina et rivuli in hunc influentes et si quid praeterea memorabile occurat plenissinae carmini elegiaco depingitur. Autore Bernado Mollero Monasteriensi. Coloniae apud Joannem Brinkmannum. Anno 1570.

nachdem er vorher die Stadt Bonn besungen, die ‚inhaltschweren' Distichen:[1])

Stant procul a dextro septeni limite montes:
Altius in quorum vertice castra sedent.
Pars homini colitur necdum descivit ab usu:
Pars hominem nescit; monstra fovere solet.
Hic Lemurum formae vulgus terrore fatigant:
Hic Acherontaeo spectra fragore tonant.

Sieben Berge erheben sich ferne zur Rechten des Stromes;
Höher noch ragt in die Luft hoch auf dem Scheitel die Burg.
Teils hat der Mensch diese Höhen bebaut und wohnt auf dem Gipfel
Teils sind von Menschen sie leer, Ungeheuern ein Hort.
Poltergeister hetzen mit ihren Schrecken das Volk dort,
Und, wie der Acheron tost, lärmen Gespenster daher.

Aber so dürftig auch diese Verse ihrer beschreibenden Eigenschaft nach sein mögen, für uns sind sie ein Beweis, dass vor dreihundert Jahren jene wunderbaren von deutschem Volksgeiste geschaffenen Sagengestalten, die heute nur noch in spärlichen Resten und kaum erkennbaren Zügen aufzufinden sind, noch lebendig vor den Augen des mittelrheinischen Volkes gestanden haben. Nicht allein die lokale Sage, die hier an einen Berg oder ein phantastisch aufragendes Felsstück, dort an eine Kapelle oder die Trümmer eines Klosters sich anheftet, nicht allein die Sage von Halbgöttern, von Zwergen und Elben lebten in ungetrübter Ueberlieferung vom Vater auf Sohn und Enkel weiter, sondern auch jene grossen und mächtigen Gestalten der germanischen Götterwelt spiegelten sich lebhaft wieder in jenen Sagen, die am wärmenden Herdfeuer immer wieder aufgefrischt wurden und deren Schrecken nicht selten dem Erzähler selbst das Blut in den Adern stocken machte. Aber auch heute ist im Siebengebirge die Erinnerung an die himmlische Walhalla und ihre Bewohner nicht gänzlich erloschen. Täglich, so erzählen sich die Bewohner von Aegidienberg und Umgegend, muss *der wilde*

[1]) Die folgenden Verse sind den Angaben Alex. Kaufmanns über den Rhenus entnommen. Vgl. A. Kaufmann, Nachträge zu den Quellenangaben und Bemerkungen zu Karl Simrocks Rheinsagen, Ann. d. hist. Ver. f. d. Niederrhein Jhrg. 1884 Heft 41 S. 14.

Jäger, gekleidet in einen blechenen Rock, den eisernen Hut auf dem Kopfe mit seinen Hunden von Asberg bis zur Löwenburg gehen; zuweilen lässt er sein Horn weithin schallen,[1]) am Leiberge hört man ihn schiessen und seine Hunde locken,[2]) nach Beendigung dieses Weges kehrt er um, legt sich in dem Thale, das man ‚die goldene Miste' nennt, in sein Grab, um am anderen Morgen wieder zu erstehen und den gewohnten Weg anzutreten. Das ist *Wotan*, der einst so mächtige Gott; das Christentum hat ihn entthront, aus seinem goldenen Panzer ward ein blechener Rock; aber sein täglicher Gang lässt ihn deutlich als den alten glänzenden Himmelsgott erkennen, der täglich am Himmel dieselbe Bahn wandelt, hinter der Löwenburg im Abendrot schlafen geht und am Morgen zu erneuter Wanderung in goldener Frische wieder ersteht.[3])

Auch hinter Heiligengestalten ist manchmal das Bild des Gottes verborgen. So deutet das frühe Entstehen einer *Michaelskirche* in Niederdollendorf auf die Verehrung Wotans an dieser Stelle. Am *Martintabend* lodern auf allen Bergabhängen nach dem Rheine hin prächtige Martinsfeuer, und in ihrem Scheine tanzt und lärmt die liebe Jugend — nicht selten mit ihren Vätern, ohne dass einer von ihnen ahnt, dass er ein uraltes Fest feiert zu Ehren des — Wotan.

An der Löwenburg oberhalb Rhöndorf und im ‚Klappersiefen' in der Königswinterer Gemarkung erscheint dem einsamen Bergwanderer *‚die weisse Jungfrau'* und sucht ihn mit sich zu locken. In ihr bewahrt die Sage das Bild der deutschen Göttermutter Nerthus auf, die in anderen deutschen Landesteilen wohl auch als Frau Hulda oder Holle auftritt. In dem

[1]) Eine Dame von der Löwenburg, die sich auf der Jagd verirrt hatte, vernahm tief im Walde Hörnerschall und fand dadurch den Weg zu den Ihrigen wieder. Zum Danke gelobte sie, an der Stelle, da sie den Hörnerschall vernommen hatte, eine Kapelle zu bauen; das ist der Ursprung der *St. Servatiuskapelle* bei Honnef. Vgl. Karl Unkel, Sitten, Sagen und Aberglauben aus Honnef in den Ann. d. hist Ver. für d. Niederrh. 1882 N. 38, S. 93. N. 23.

[2]) Unkel a. a. O. N. 45.

[3]) Vgl. F. Linnig, Vorschule der Poetik u. Litteraturgeschichte Paderborn 1878, S. 126. ferner F. Linnig, Volksüberlieferungen aus der Rheinprovinz, in Wolf's Zeitschrift für deutsche Mythologie Bd. III, 1855, S. 53.

Walde, der die Ruinen der Abtei Heisterbach umkränzt, auf der ‚Rosenau' zwischen dem Nonnenstromberge und dem Stenzelberge, ist sie noch heute als die ‚*Rosenauer Jungfrau*' jedem Kinde bekannt. Ja es ist noch nicht dreissig Jahre her, dass es in Oberdollendorf Leute gab, die des Oefteren hinauszogen, den Schatz der Rosenauer Jungfrau zu suchen mittels einer Wünschelrute, die sie in der Mathiasnacht geschnitten hatten. Was es mit dem Satze für eine Bewandnis hatte, geht aus den Erzählungen hervor, die ich der Einfachheit halber hier der Reihe nach wiedergeben will:

1. Ein Ritter von Rosenau liebte eine Jungfrau, die einen grossen Schatz besass; aber seine Liebe wurde nicht erwidert. Er raubte deshalb die Geliebte mitsamt ihrem Schatze und hielt sie auf seiner Burg verborgen. Aber da sie sich beharrlich weigerte, seine Gattin zu werden, verwünschte er sie und sie versank mit dem Schatze tief in die Erde.

(Aus Oberdollendorf.)

Seitdem fährt nun die Jungfrau nachts durch den Wald in ihrem Munde einen glühenden Schlüssel haltend; und wer mit dem Munde ihr den Schlüssel entwindet, der kann den Schatz heben und damit die Jungfrau erlösen. Auch an der Löwenburg erscheint sie nachts mit dem goldenen oder glühenden Schlüssel und zwischen Löwenburg und Jungfernhaardt ist sie gar mittags um 12 Uhr gesehen worden.[1])

2. Einst zogen nun drei Männer aus Heisterbacherrott mit Gerätschaften aus, den Rosenauer Schatz zu heben. Unterwegs aber gelobten sie sich gegenseitig, alle streng die Bedingung zu halten, an welche die Hebung des Schatzes geknüpft war; keiner durfte nämlich bei der Arbeit auch nur ein Wort reden. Sie kamen in den Wald und fanden an der Stelle, wo sie den Schatz vermutet hatten, einen grossen schwarzen Hund liegen, der durch Knurren und Scharren anzudeuten sich abmühte, dass jener hier versunken sei. Und sie huben an zu schaufeln, gruben tief und immer tiefer und stiessen endlich auf eine schwere Truhe. Unter Aechtzen und Stöhnen hoben sie dieselbe in die Höhe, aber niemand sprach ein Wort. Endlich war sie zu Tage gefördert; ‚Gott sei Dank', seufzte

[1]) Vgl. Karl Unkel, a. a. O.

einer — da sauste die Truhe mit einem furchtbaren Krach wieder hinab. Weit flogen die Drei auseinander, der eine fand sich auf der Hardt, der andere im Eselsstalle zu Wintermühlen, und der dritte auf einem Heuschober zu Heisterbacherrott wieder. (Aus Heisterbacherrott.)

3. Eine verwandte Sage aus Honnef sei gleich hier eingeflochten. Zwei Jünglinge aus Rhöndorf befanden sich an einem Sonntage um die Mittagszeit, nach Vogelnester suchend, auf dem ‚Haidchen' zwischen Drachenfels und Wolkenburg. Plötzlich erblickten sie vor sich eine sehr schöne Jungfrau in altmodischer Tracht, welche sie fragte, ob sie den Mut hätten, ein Wagnis zu unternehmen; es sei ein gutes Werk und würde mit reichen Schätzen belohnt; auch werde ihnen kein Leid wiederfahren. Nachdem die Jünglinge sich dazu bereit erklärt hatten, erhielten sie die Weisung, in der zweitfolgenden Nacht wieder an derselben Stelle zu sein. Dann würde ein feuriger Drachen erscheinen mit einem glühenden Schlüssel im Rachen: den Schlüssel sollten sie mit ihrem Munde aus dem Rachen des Ungeheuers nehmen. Noch wurde ihnen auferlegt, vorher die hh. Sakramente zu empfangen und mit niemanden über die Sache zu reden. Am anderen Morgen beichteten und kommunizierten die Jünglinge und befanden sich in der Mitternacht von Montag auf Dienstag wieder auf dem Haidchen. Nach einer Weile sahen sie plötzlich in der Nähe den Drachen mit dem Schlüssel und der eine stiess den anderen an, das Wagnis auszuführen. Aber beiden fehlte der Mut und nach kurzem Bedenken ergriff einer die Flucht. Der andere folgte ihm, hörte aber im Weglaufen eine klagende Stimme und vernahm die Worte: ‚Ach beinahe war ich erlöst! Jetzt muss ich warten, bis dieser Eichbaum gefällt und aus seinen Brettern eine Wiege gemacht wird. Das Kind, das in diese Wiege kommt, wird mich erlösen.'

4. Einst lebte zu Oberdollendorf ein Leistenschneider, der ein tüchtiger Meister war in seiner Kunst. Aber er hatte Gott vergessen und wusste nicht den Tag zu nennen, da er zuletzt gebetet hatte; seit mehr als zwanzig Jahren hatte er die Kirche seines Heimatsortes nicht mehr betreten. Und es erging ihm von Tag zu Tag schlechter, die Bestellungen seiner Kundschaft liefen immer spärlicher ein, und nicht selten machte

sich die Not in Küche und Keller so breit, dass der arme Meister nichts hatte, wovon er sich ein Mahl hätte bereiten können. So sass er wieder einmal — es war am heiligen Christabend — einsam in seiner Stube, in der es allmählich dunkel wurde. Seit einigen Tagen schon hatte er nichts verdient und heute hatte er noch nichts gegessen. Missmutig stierte er in die öde Stube hinein und gedachte der bitteren Feiertage, die ihm bevorstanden. Nur eine einzige Hoffnung war ihm geblieben. Er wilderte seit einiger Zeit und wenn auch in den letzten Tagen kein Häslein sich in in seine Schlinge verirrt hatte, heute konnte er ja glücklicher sein. Mit diesem Gedanken stand er auf und schlenderte, von seinem treuen Pudel begleitet, langsam dem Kloster Heisterbach zu, um auf der Rosenau nach seinen Schlingen zu sehen. Die Mitternacht rückte heran, als er hinter den grauen Klostermauern her durch den Wald schlich. Die Schlingen waren auch diesmal leer und wieder stand er in Gedanken versunken und überdachte sein Schicksal. Da hörte er in der Ferne ein Rauschen, das immer näher kam und immer unheimlicher wurde. Der Hund horchte, zog den Schwanz ein und kroch furchtsam seinem Herrn zwischen die Beine. Da kam es heran und brauste über ihm und über den Baumkronen hinweg und rauschte hinunter ins Thal. Er wagte nicht aufzuschauen. ‚Die Rosenauer Jungfrau' sagte er bebend und schaute nach der Richtung, wo das Rauschen im Thale verhallte. Da schlägts unten auf der Klosteruhr zu Heisterbach zwölf und mit dem letzten Schlage beginnen die Glöckchen in der Klosterkirche ein liebliches Geläute und fern drunten im Thale hebt hüben und drüben auf allen Kirchen ein feierliches Läuten an. ‚Weihnacht' lispelte er vor sich hin, ‚wie lange hast du den Frieden dieses Festes nicht verkostet; dort unten ist nun wieder Frieden in allen Herzen und du stehst hier zerfallen mit der Welt und deinem Gott. Auf! es muss anders werden'. Und als rausche es wieder hinter ihm drein eilte er hinunter ins Thal, geradenwegs auf die Kirche zu Niederdollandorf hin, ging reumütig zu den Sakramenten und ward ein andrer, ein glücklicher Mensch.

(Aus Oberdollendorf.)

Wie anmutig ist hier das Bild der germanischen Göttermutter in die liebliche Erzählung verwoben; denn Wotans

mächtige Gemahlin ist es, die hier unfreiwillig dem Christentum einen Dienst erweist, das auch sie aus ihrer himmlischen Höhe herabgezogen hat. Zu Eisleben und im ganzen Mansfelder Lande zieht sie als ‚Frau Holle' auf Weiberfastnacht vorüber,[1]) in manchen Gegenden Süddeutschlands hält sie als ‚Berchta' um die Zeit der Wintersonnenwende, wie Wotan, ihren Umzug und hier erscheint sie als ‚die Rosenauer Jungfrau', die in der heiligen Nacht, also um dieselbe Zeit, ihre rauschende, Schrecken erregende Fahrt vollendet. In Honnef fährt sie gar, wie es sonst ihr hehrer Gemahl zu thun pflegt, in den Quatembernächten in glühendem Wagen von der Löwenburg den ‚Höllweg'[2]) herab durch Honnef und verschwindet in dem Thorbogen des Hauses, genannt ‚in der Helle'. Wegen dieser nächtlichen Durchfahrt musste der Thorgang immer offen bleiben und erst die jüngste Generation war kühn genug, Thorflügel dort anbringen zu lassen.[3])

Koblenzer Römerstrasse und Meilenstein aus der Mitte des ersten Jahrhunderts.

Ueber einen in dieser Zeitschrift bereits kurz erwähnten Fund aus Koblenz schrieb Herr *A. Günther* dem Unterzeichneten am 6. Juli ds. Js. Folgendes: ‚Ende verflossener Woche wurden in Koblenz auf dem Baugrundstücke des Herrn Lehrers *Zimmermann* am Engelsweg, südlich des Löhrthores, von letzterem ca. 970 m entfernt, bei der Ausschachtung der Kellergrube zwei Säulen aus Kalkstein aufgedeckt. Sobald ich

[1]) Vgl, Linnig, Vorschule a. a. O.

[2]) *Höllwege*, *Hellwege*, vor allem in Westpfalen und Hessen bekannt, sind meist steile schwer fahrbare Wege, die ehedem Wotan bsfuhr. Es giebt deren im Siebengebirge eine Reihe, so in Oberdollendorf, Königswinter und Honnef. Im ersteren Orte hat man in dem lächerlichen Streben für die die Aussicht geniessenden Sommerfrischler die Wegnamen zu verhochdeutschen, an ‚der Höll' ein Schild mit der Aufschrift ‚*Zur Hülle*' angebracht und so der Name glücklich bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

[3]) Vgl. Karl Unkel, a. â. O. N. 24 u. 29.

davon erfuhr, ging ich am Montag Morgen nach der Baustelle und fand die südliche Säule noch senkrecht, zur Hälfte im Boden steckend stehen, während die nördliche bereits von den Arbeitern herausgenommen war. Von dem Maurerpolier konnte ich jedoch genaue Angaben über ihren Standpunkt erhalten.

Die beiden Säulen standen auf der Westseite des Weges, von letzterem $30^1/_2$ m, von einander 0,50 m entfernt. Die nördliche Säule bestand aus dem vierkantigen Unterteil von 60 cm Höhe und 44 cm Wandseite und dem cylindrischen Schaft von 1,30 m Höhe mit 42—44 cm Durchmesser, ziemlich rauh bearbeitet, an der Westseite abgeplattet, auf der Nordseite mit einer $7^1{}_2$ cm breiten, 2 cm tiefen senkrechten Rille, auf der Ostseite glatt, auf der Südseite mit senkrechtem Wulst entsprechend der Rille auf der Nordseite, so dass es den Anschein gewinnen kann, als ob dieselbe nicht fertig gestellt sei bezw. aus altem Material hergerichtet werden sollte. Eine Inschrift fand sich darauf nicht vor. Der Oberteil der Säule steckte 1,85 m unter der Bodenoberfläche.

Die andere südliche Säule ist vollständig regelmässig bearbeitet, Sockel 75 cm hoch, unten 50, oben 47 cm Wandseite, der Schaft 1,45 m hoch mit 45—48 cm Durchmesser. Auf der Ostseite findet sich, in schönen Buchstaben eingehauen, folgende Aufschrift:

— V	
AESAR	C]aesar
ONT·MA⋮⋮IB	p]ont. ma[x. tr]ib.
POTIIIIIMPVIII	pot. IV imp. VIII
COSDESIGIIIIPP	cos. desig. IV p. p.
AB MOG·M·P	ab Mog(untiaco) m(ilia) p(assuum)
LIX	LIX

Die Buchstabenreihe AESAR begann 20 cm unter dem beschädigten Kopfende, nach den Spuren — V stand über derselben noch eine oder mehrere Zeilen. Die Buchstabenhöhe der ersten lesbaren Zeile AESAR ist = 7 cm, der zweiten $6^1{}_2$, der dritten 7, der vierten und fünften $6^1/_2$ cm, die Zahl LIX = $11^1/_2$ cm. Diese 6 Zeilen zusammen nehmen eine Höhe von 64 cm ein. Der Kopf dieser Säule steckte 1,60 m unter der Bodenoberfläche.

Von dem Eigentümer des Grundstückes, Herrn Zimmermann, liess ich mir die beiden Meilensteine für das Museum des Schöffenhauses schenken und veranlasste darauf sofort das vollständige Ausheben des südlichen und den Transport beider nach dem Schöffenhaus. Um auch die Strasse feststellen zu können, liess ich gleichzeitig einen Graben in östlicher Richtung anlegen, es fand sich aber keine Pflasterung, sondern in $1^1/_2$ m Abstand von der Säule ein 5 m breiter Kiesweg, dessen obere Schichte aus 10 cm hoher Kieslage, die untere aus einer 15 cm hohen Mischung von Kies und Lehm bestand.

Zu erwähnen ist noch, dass sich auf Schloss Stolzenfels der 56. Meilenstein befindet, welcher s. Z. bei Capellen aufgefunden wurde.'

Aus diesem Funde, der der Zeit des Claudius angehört, erhellt, wie sehr wünschenswert es ist, bei der Auffindung von Meilensteinen die Fundstelle näher zu untersuchen. Besonders sollte in jedem Falle die Beschaffenheit der zugehörigen römischen Strasse selbst ermittelt werden. Ueberhaupt dürfte bei der Entdeckung von Inschriftsteinen mehr Gewicht auf eine gründliche Durchgrabung der Fundstelle gelegt werden. In der Nähe von Votivsteinen ist doch auch wohl irgend ein Heiligtum zu erwarten. Wo man einen Grabstein an ursprünglicher Stelle findet, wird man in tieferer Lage auch auf den Grabinhalt selbst stossen. — Die sorgfältige Aufzeichnung Günthers verdient alle Anerkennung.

Constantin Koenen.

Bücherschau.

Meister (Aloys), der Strassburger Kapitelstreit 1583—1592. Ein Beitrag zur Geschichte der Gegenreformation. Strassburg, Heitz und Mündel, 1899 XX, 428 S. M. 14.

Eines der grössten Drama der rheinischen Geschichte war der Uebertritt des Erzbischofs Gebhard Truchsess zur protestantischen Religion und sein Versuch, den kölnischen Kurstaat zu säkularisieren. Als er damit gescheitert war, trugen seine Anhänger den Kampf nach Strassburg. Vor allem

war es Georg von Sain-Witgenstein, Johann von Winnenberg und Hermann Adolf von Solms, die dort dieselben Forderungen erhoben wie in Köln: ‚Freistellung der Religion'. Der Bischof von Strassburg, Johann IV. von Manderscheid, hatte vorgebaut und den Ausschluss dieser drei aus dem Domkapitel veranlasst, weil sie in Köln der Exkommunikation verfallen waren. Bald schaarten sich um beide Parteien Anhänger, so dass das Strassburger Domcapitel in zwei getrennte Kapitel gespalten wurde, von denen das eine auf Seite des Bischofs stand, das andere sich rasch durch Rekrutierung aus protestantischen Fürstensöhnen zu einer mächtigen Gegenkorporation entwickelte. Durch diese Anteilnahme fast aller protestantischen Fürstenhöfe wurde der Strassburger Streit über die lokalen Grenzen hinausgetragen und zu einer brennenden Reichsaffaire aufgebauscht. Man betrachtete das Domcapitel weniger als kirchliche Körperschaft, sondern vielmehr als eine Versorgungsanstalt für junge Adelige und für nachgeborene Fürstensöhne. Die protestantischen Höfe sahen daher im Strassburger Kapitelstreit eine Existenzfrage aufgerollt, die prinzipiell gelöst werden musste. Deshalb sahen sie auch hinweg über den Calvinismus der in Strassburg streitenden protestantischen Domherrn; und Lutheraner und Calvinisten verbanden sich einheitlich zu demselben Ziele, der Erschliessung der deutschen Domcapitel für protestantische Adelige und Fürstensöhne. Es berührt uns eigenthümlich, aus der Arbeit Meisters zu erfahren, dass seit fünfzig Jahren im Strassburger Domkapitel Protestanten gesessen haben und mehr noch, dass der Bischof dies gar nicht bestritt und sogar wiederholt erklärte, dass er Protestanten den Zutritt zum Kapitel gar nicht verwehren wolle. Nur Exkommunizierte könne er als Domherrn nicht dulden. Mit rücksichtsloser Offenheit sind diese und ähnliche Schiefheiten in der Position des Bischofs und der Haltung der katholischen Domherrn vom Verf. charakterisiert. Formell war gewiss die katholische Partei im Rechte, aber sie wagte von diesem Rechte gar keinen Gebrauch zu machen und verrannte sich daher in unhaltbare Lagen. Dies ist so recht bezeichnend für die damaligen Zustände im 16. Jahrhundert. Verf. verrät ein vortreffliches Verständnis für die Anschauungsweise und die Motive der streitenden Parteien. Im Verlaufe des Streites verschärften beide Gegner ihre For-

derungen. Hatten anfangs die Protestanten noch anerkannt, dass ein Domherr nicht verheiratet sein könne und bei Verheiratung seinen Kapitelsitz resignieren müsse, wie dies Johann von Winneberg auch gethan hatte, so stiessen sie später, als Ernst von Mansfeld und Hermann Adolf von Solms sich verheirateten, dieses Statut um.

Jetzt erst konnte Gebhard Truchsess, der inzwischen mit seiner Frau Agnes in den Generalstaaten gelebt hatte, nach Strassburg kommen. Er war dort Dekan des Domkapitels, hatte einen Domherrnhof zur Verfügung und nicht unerhebliche Einnahmen, alles Dinge, die ihm in seiner damaligen Notlage sehr willkommen waren. Sehr interessant ist es nun, wie uns Meister zum erstenmale darlegt, dass die protestantischen Fürsten selbst sich dieser Uebersiedelung des enthronten Kurfürsten nach Strassburg zu widersetzen begannen. Vor allem ist es der Administrator Joachim Friedrich von Magdeburg, der sich der Absicht des Truchsess entgegenstellt. Man befürchtete protestanticherseits offenbar eine neue Verwirrung der Reichslage und eine Erschwerung der Strassburger Frage durch Erscheinen Gebhards in Strassburg.

Da indessen der Kaiser gar nicht auf Gebhards Ankunft daselbst reagierte, so liessen auch die protestantischen Fürsten sich wieder beschwichtigen. Ueberhaupt hat Kaiser Rudolf in dem Streit wieder glänzende Proben seiner Zauderpolitik gegeben. Anfangs stellte er sich, als wollte er kraftvoll dreinschlagen, erliess mehrere scharfe Mandate, dann aber, als die protestantischen Fürsten bei ihm intercedierten und gar Gesandtschaften zu ihm schickten, da wich er ängstlich zurück. Er drohte zuletzt nur noch mit dem Sequester, aber zur Ausführung kam er nicht. Schliesslich hat der Tod Johannes von Manderscheid und der ausbrechende Bischofskrieg der Strassburger Gegenbischöfe Johann Georg von Brandenburg und Karl von Lothringen den Strassburger Kapitelstreit zurückgedrängt.

Die Abhandlung, die sich eingehend mit den Folgen der Kölner Wirren beschäftigt und namentlich die Haltung der rheinischen Kurfürsten in der Strassburger Frage behandelt, daher für die rheinische Geschichte von der grössten Bedeutung ist, wurde ganz aus handschriftlichem Material auf zahlreichen Reisen, die den Verf. bis nach Rom

und Wien führten, herausgearbeitet. Wir wissen nicht, ob wir dem Fleisse oder der Unparteilichkeit des Verf. ein grösseres Lob ausstellen sollen. Ein ruhiger, sachlicher Ton zieht durch das ganze Buch, Meister lässt immer die Thatsachen sprechen ohne Animosität. Möchten doch alle Bücher aus der Geschichte der Reformation und Gegenreformation diese edle Objektivität bewahren.

Antworten.

In Nr. 9 dieses Jahrganges wird unter Frage 14 über eine eigentümliche praktische Erscheinung auf dem Meifeld und dem Hunsrück berichtet. Auf die Anfrage des Herrn Direktors Dr. Pohl kann ich mit Beispielen für den Wechsel zwischen *d* und *l* dienen. In meiner rheinfränkischen Heimat, im *Odenwald*, wird *d* und *t* zwischen Vokalen, besonders nach betontem Vokal zu *r*. Also für Odenwald (alt Ôtenwalt) heisst es *Ourswald*, für Bruder: *Brurə*, für wieder: *wërrə*. Aber am Südwestabhange des Odenwalds, in der Gegend von Schreissheim und Dossenheim an der Bergstrasse bis an den Rhein bei Ladenburg zeigt sich die sonderbare Erscheinung, dass die tonlose dentale Lenis zwischen Vokalen zu *l* wird. Also *Ouləwald*, *Brulo*, *Laləbërk*. So viel ich übersehen kann, tritt dieser Wandel nur nach langem betontem *a*, *o*, *u* ein.

Ich halte es nach Massgabe dieser Fälle für zweifellos, dass das hunsrückische *lo* für *do* eine *Satzform* ist, d. h. eine Form, die dadurch entstand, dass in der lebenden Rede, im Satze das *d* von *do* zwischen Vokalen, und zwar nach betontem Vokal stand und demnach dem Lautwandel die gleichen Bedingungen bot, wie in jenen rheinfränkischen Worten. Es haben also *do* und *lo* je nach der Stellung des Worts im Satz nebeneinander bestanden. Dann kann ein Ausgleich nach einer Seite hin stattgefunden haben. Die Macht der Analogie kann bewirkt haben, dass schliesslich *lo* auch nach Konsonant, und umgekehrt daneben *do* nach Vokal eingetreten ist.

Phonetisch erklärt sich der Uebergang des *d* zu *r* und *l* so: der im Fränkischen tonlose und sehr schwach artikulirte

dentale Explosivlaut wird im Nachlaut betonter Vokale und vor Vokale selbst tönender Dauerlaut, und zwar zumeist durch Lösung des Verschlusses an der die Zähne berührenden Zungen*spitze*, zu *r*, jedoch in bestimmten Gegenden durch Lösung des Veschlusses *an beiden Seiten der Zunge* zu *l*.

Freiburg i. B. Dr. *F. Pfaff*, Bibliotheker.

Zu Frage Nr. 13.

Die Frage: ‚Warum genannte Grafschaften gerade an das weit entfernte Mecklenburg-Strelitz fielen?' ist vielleicht nicht ganz richtig gestellt, sondern müsste lauten: ‚warum grade genannte Grafschaften an das weit entfernte Mecklenburg-Strelitz fielen?' Im Wiener Frieden sollten diejenigen Staaten resp. Dynastien, welche sich in den Freiheitskriegen um Deutschland besonders verdient gemacht hatten, eine Vergrösserung erhalten; es standen hierfür die aufgelösten Staaten: Königreich Westfalen, die Grossherzogtümer Berg und Frankfurt, Fürstentum Isenburg und Leyen zur Verfügung, ferner das Frankreich abgenommene linke Rheinufer; jeder Einzelstaat wurde nun durch ihm angrenzenden Theile der supprimierten Staaten vergrössert und Bayern, Hessen und Preussen erhielten das linke Rheinufer, letzteres mit der Verpflichtung folgenden Häusern, deren Staaten nicht an die supprimierten stiessen und davon nichts erhielten, einen Landabschnitt mit einer bestimmten Einwohnerzahl abzutreten.

Diese Staaten waren: Oldenburg, Coburg, Mecklenburg-Strelitz, Hessen-Homburg und Pappenheim, letzeres nur als Standesherrschaft. — Preussen trat nun an Oldenburg, — Birkenfeld, an Coburg — St. Wendel, an Hessen-Homburg — Meisenheim und an Pappenheim — Ottweiler ab. — Die drei ersten wollten das Gebiet in Natura erhalten, Pappenheim ursprünglich auch, trat dann aber Ottweiler an Preussen gegen Geldsentschädigung ab. — Strelitz war von vorn herein bereit Geld zu nehmen, es wurde nur die Form, d. h, dem Wortlaut des Wiener Vertrages zu genügen, in der Theorie Reiferscheidt v. Cronenberg abgetreten, aber gleich abgemacht, dass Preussen später eine Summe zahlen sollte, über deren Höhe man erst nach 2 Jahren schlüssig wurde, und zwar 1 Million *Thaler*, nicht Mark. — Die Abtretung war also eine rein formelle

und wählte man gerade diese Gebiete, da deren Grösse und Einwohnerzahl sich mit der zugedachten Entschädigung deckte.

Oldenburg besitzt Birckenfeld heute noch; Coburg aber verkaufte Ende der dreissiger Jahre St. Wendel an Preussen und Meisenheim wurde 1866 mit dem Stammland Homburg gleichzeitig in Preussen inkorporirt.

Frhr. v. Solemacher.

Im Verlage von P. Hanstein in Bonn erschienen:

Buch Weinsberg. Herausgegeben von **Fr. Lau.**
Band III und IV. 19 Mark.
Mit diesen Bänden ist das kulturhistorisch interessante Buch complet.

Schorn K., Lebenserinnerungen. Ein Beitrag zu Geschichte des Rheinlands im 19. Jahrhundert. 2 Bde. 10 Mk., gebd. 12 Mk.

Dumont's, Dekanatsgeschichte der Erzdiöcese Köln. V. Dekanat Bonn. 2. Theil: Bonn Land. Herausgegeben von Pfarrer **Maassen.** 5 Mark.

Im Druck befindet sich:

Geschichte des Dekanates Münstereifel, von Pfarrer Becker.

Regesten der Erzbischöfe von Köln.
Von diesem auf 6 Bände berechneten Werke befindet sich Band II der von Dr. **Knipping** bearbeitet ist, im Druck.

Redaktion und Verlag von **P. Hanstein** in Bonn.